



Streif in Neapel.

Von Maxim Gorki.

In Neapel streiten die Angestellten der Straßenbahn; längs der ganzen Riviera di Chiaja zieht sich eine Kette leerer Straßenbahnwagen hin, während sich auf der Piazza Vittoria ein Haufen von Wagenführern und Schaffnern angeammelt hat. Lauter fröhliche, lärmende Neapolitaner, beweglich wie Anekdäotiker.

Neber ihren Köpfen, hinter dem Gitter des Variens, hoch in der Luft, glänzt der dünne Strahl eines Springbrunnens gleich einer Degenscheide. Ein großer Haufen von Menschen, die nach allen Richtungen der ungeheuren Stadt fahren müssen, umringt die fucheligen Hände in der Luft herum, mit denen der Neapolitaner ebenso ausdrucksvoll und berechtigt zu sprechen weiß, wie mit seiner ne stillstehenden Junge . . .

Vom Meere her weht eine leichte Brise, die ungeheuren Palmen des Stadtparks schaukeln leise ihre dunkelgrünen, fächerförmigen Blätter hin und her, während ihre Stämme den Füßen ungeheurer Elefanten gleichen; und so aussehen, als wären sie aus Stein gebauen. Kleine Straßen — die halbnackten Kinder der Straßen von Neapel — springen umher wie Sperlinge und erfüllen die Luft mit Lachen und lautem Geschrei.

Die Stadt, die einem alten Sich ähnlich sieht, ist mit bestem Sonnensicht überlassen und tönt wie eine Orgel; die blauen Wellen des Meerbusens schlagen gleichmäßig gegen das steinige Ufer und begleiten das Murren und das Geschrei der Leute gleich einem Tamburin mit ihrem Getöse.

Die Streiferden stehen mit niedergeschlagenen Gesichtern zu einem Haufen zusammengedrängt da. Sie antworten kaum auf die gereizten Rufe der Menge, flüstern auf das Partgitter und schauen unruhig über die Köpfe der Leute hinweg die Straße hinunter wie eine Schar von Wölfen, die von Hunderten umringt ist. Es ist allen klar, daß diese gleichgültigen Leute durch einen unerschütterlichen Willen fest miteinander verknüpft sind, daß sie nicht nachgeben werden, und dieser Umstand erbittert die Menschen-

menge noch mehr. Es gibt freilich unter ihr auch Philosophen, die ruhig ihre Zigarette rauchen und die allzu eifrigen Streifgegner zu beschwichtigten suchen.

„Ho, Signore! Was soll man aber tun, wenn es nicht zu Massaroni für die Kinder reicht?“

In Gruppen von je zwei bis drei Personen steht man die sturperhaft gekleideten Beamten der Munizipalpolizei dastehen; sie haben darauf zu achten, daß die Menge den Wagenverkehr nicht störe. Sie verhalten sich völlig neutral, schauen mit demselben Gleichmut auf die Schimpfenden wie auf die Gestadesten und scherzen gutmütig über diese wie über jene, wenn die Gesten und das Geschrei einen allzu hitzigen Charakter annehmen. Für den Fall erster Zusammenstöße ist in einer schmalen Seitenstraße eine Abteilung Carabinieri aufgestellt. Die kurze, leichte Gewehre in den Händen halten. Das ist eine recht unheilverkündende Menschengruppe, sie tragen einen Dreispitz kurze schwarze Mäntel und schmale rote Hoentstreifen, die wie zwei Blutzirren aussehen.

Das Schimpfen und Lachen, die Vorwürfe und Ermahnungen verstummen plötzlich; es geht eine Bewegung durch die Menge, eine neue Stimmung bemächtigt sich ihrer, die gleichsam alle versöhnt; die Streifenden bilden noch finsterner drein und schließen sich gleichzeitig noch enger zusammen, während in der Menge Rufe laut werden:

„Soldaten!“

Es ertönt ein wütliches, triumphierendes Pfeifen, das sich an die Streifenden richtet; die Soldaten werden mit freudigen Rufen begrüßt; ein dicker Herr in einem grauen Sommeranzug, mit einem Paravanhut auf dem Kopfe, beginnt zu tanzen und stampft mit den Füßen schwer auf das Pflaster. Die Schaffner und Wagenführer arbeiten sich langsam durch die Menge hindurch und nähern sich den Straßenbahnwagen, einige von ihnen klettern auf die Plattform des Wagens. Sie schauen jetzt noch finsterner drein und beantworten, während sie sich den Durchgang erzwängen, die feindseligen Rufe mit rauhen Worten. Es beginnt stiller zu werden. Während die Streiferden den feindselig gestimmten Menschenhaufen durchstreifen, sprengen sie ihn auseinander, so daß er

sich in einzelne Parteien und Gruppen auflöst und in eine weniger lärmende, menschlichere Stimmung gerät.

Vom Ufer Santa Lucia her nähern sich leichten, tänzelnden Schrittes, gleichmäßig mit den Füßen aufstreichend und mechanisch und einformig den linken Arm schwenkend, kleine, graue Soldaten. Sie scheinen wie aus Eisen gegossen und zerbrechlich wie Fabrikspielware . . . An der Spitze marschieren ein hübscher, langer, stämmiger Offizier mit gerunzelten Brauen und verächtlich gekräuselten Lippen, und neben ihm her hüpfend läuft ein dicker Mann im Zylinder, der unaufhörlich auf ihn einredet und fortwährend mit den Händen in der Luft herumfuchelt.

Die Menge weicht von den Straßenbahnwagen zurück — die Soldaten zerstreuen sich gleich einer grauen Perlenkette die Wagenreihe entlang und nehmen vor den Plattformen Stellung, auf denen die Streifenden stehen.

Der Mann im Zylinder und einige Personen, die ihn umringt haben, schreien und gestikulieren wie wahnsinnig mit den Armen:

„Zum letzten Male . . . Hört ihr's?“

Der Offizier dreht gelangweilt seinen Schnurrbart, während er den Kopf schief hält. Der Mann, der ihn vorher begleitete, läuft zu ihm hin, schneit seinen Zylinder und ruft ihm mit heiserer Stimme etwas zu. Der Offizier sieht ihn von der Seite an, richtet sich hoch auf, stemmt die Brust vor — man hört ihn laute Kommandoworte sprechen. Sofort springen die Soldaten paarweise auf die Plattform der Wagen, während die Wagenführer und Schaffner abspringen.

Der Menge erscheint das lächerlich. Es erhebt sich ein Geheul, Gevelfe und Gelächter, das aber sofort wieder erstickt. In tiefem Schweigen beginnen die Menschen, mit langen Gesichtern, die plötzlich gealtert scheinen, und erschauerten Augen von den Wagen zurückzuweichen und sich mit ihrer ganzen Masse auf den ersten Wagen zuzuwälzen.

Hier erst erkennt man, daß zwei Schritte vom Wagen entfernt, aber über den Schienen, ein grauhaariger Wagenführer mit dem

Gesicht eines Soldaten entblößten Saates, die Brust noch oben und die Schnurrbartenden kentrecht zum Himmel emporgerichtet, daliegt. Nicht nehm ihm härzt mit offener Geschwindigkeit ein junger Burche zu Boden, und nach ihm legen sich, langsam und ruhig, immer neue Personen auf die Erde.

Dampf rollt die Menschenmenge; Stimmen ertönen, die erschrecken die Madonna anrufen. Einzelne fluchen mit frischerer Miene, Weiber kreischen und stöhnen, während die kleinen Knaben von dem fettenen Schauspiel erregt, überall wie Gummibälle herumprinsen.

Der Mann im Zylinder brüllt etwas mit schluchsender Stimme; der Offizier blickt ihn an und zuckt mit den Achseln: er ist verpflichtet, die Wagenführer durch seine Soldaten zu erheben, aber er hat keinen Befehl erhalten, gegen die Streitenden vorzugehen.

Da stürzt der Mann im Zylinder, umringt von mehreren dienstfertigen Leuten auf die Karabineri zu. Diese setzen sich in Bewegung, treten hinzu, beugen sich über

die auf den Schienen liegenden und wollen sie aufheben.

Und nun beginnt ein Kampf, Unruhe und Lärm. Nächst aber gerät der ganze graue, verstaubte Saufen der Zuschauer in Bewegung. Er brüllt auf, heult, stromt auf die Schienen; der Mann im Panamahut reißt seine Kopfbedeckung herunter, wirft sie hoch in die Luft und legt sich als erster auf den Erdboden, klopft dem neben ihm liegenden Streikenden auf die Schulter und schreit ihm ermutigende Worte ins Gesicht.

Nach ihm beginnen unzählige fröhliche lärmende Leute, die noch vor drei Minuten gar nicht da gewesen waren, auf die Schienen zu sinken, fast so, als hätte man ihnen die Köpfe abgeschnitten. Sie stürzen lachend zu Boden, schneiden Gesichter und rufen dem Offizier etwas zu, der lachend und den hübschen Kopf schüttelnd mit dem Mann im Zylinder spricht und ihm mit den Handschuhen unter der Nase herumfuchelt.

Inzwischen kommen immer mehr Leute hinzu, die sich auf die Schienen legen. Weiber werfen ihre Körbe und Pakete zu Boden;

kleine Burchen rollen sich lachend zusammen wie frierende Hunde, anständig gekleidete Leute wälzen sich von einer Seite auf die andere im Staube herum.

Fünf Soldaten bläuen von der Plattform des ersten Wagens auf den Saufen von Leitern vor den Rädern hinab; sie klammern sich an den Wagenrand, werfen den Kopf zurück und lachen aus vollem Halse. Jetzt sehen sie den Spielzeugen aus Zinn gar nicht mehr ähnlich.

Nach einer halben Stunde laufen die Traubabwägen wieder mit Getreid und Geometrie durch die Straßen von Neapel. Auf den Plattformen stehen fröhlich schmunzelnd die Pöbel, sie gehen durch die Wagen und fragen höflich:

„Fabriehene?“

Die Leute, die ihnen die roten und gelben Koverden entgegenhalten, wirken ihnen mit den Augen zu, lächelnd und brummen gutmütig vor sich hin.

Mit besonderer Ehrerbietung des Malis-Berlones, Berth, dem sechsen erschienenen Bude „Mädchen der Wirklichkeit“, von Maxin Gochi, entnommen.)

Grippebrief.

200.000 Man im Bett,
Familien husten im Duett,
Freund Hein hebt seine Grippe —
Manch' Bauch wird plötzlich zum Skelett —
Verflucht, das ist die Grippe!

Das Fieberthermometer steht
Auf Zimmerhaft und auf Diät.
Es liegt die ganze Grippe —
Wie man sich wendet und sich dreht,
Gazi, das wird die Grippe!

Der Kommunisi, noch heute rot,
Ist morgen bleich und mausetot.
Risikiert er eine Lippe — —
Der Hausmann ist sein täglich Brot,
Er hat die Stasin-Grippe!

Stablian.

Martyrium.

Leise öffnete die schlanke Gestalt das Haustor und ebenso leise schloß sie es. Dann nahm sie mich bei der Hand und wir schritten in die dunkle Hausflur hinein. Irrendwo im Hause wurde eine Tür zugeschlagen. „Nicht sprechen!“ hauchte sie und brückte sich ängstlich an mich. Wir blieben stehen und rührten uns nicht Minutenlang. Dann zog sie mich weiter. Zwei Stockwerke hinauf und einen langen Gang entlang. Vor einer Tür hielten wir. Leise steckte sie einen Schlüssel ins Schloß und öffnete. Ein Streichholz flammte auf:

Wir waren in einer armenlichen Küche. Dann brannte sie eine Kerze an, verschloß sorgfältig die Haustür und ließ mich weitergehen. Sie stieß eine Tür auf und trat mit dem Lichte in ein Zimmer. Das klackernde Kerzenlicht jagte unsere Schatten über öde, kahle Wände und über dürftiges Mobiliar. Zwischen zwei vorhanolosen Fenstern ein Bett, an einer Wand ein Kasten, und an der gegenüber ein Tischchen mit zwei Sesseln. In einer Ecke ein eisernes Deschen, in dem ein kleines Feuer glühte.

Sie stellte das Kerzenlicht auf das Tischchen und setzte sich schwiegend auf den Betttrand. Ich las in ihren Augen Scham, Angst und Wehmut. Ein wildes Frösteln schüttelte ihren Körper, als sie mit zitternden Fingern die Blusenknöpfe öffnete und ...

Ein blaugelbter Fleck auf ihrer linken Schulter sprang mir in die Augen. Zaghaft fragte sie:

„Vorgestern hat mich ein Herr geschlagen.“
Kaum waren diese Worte verklungen, flatterte von irgendeiner Wand ein Hüsteln wie von einem Kinde durch das Zimmer. Ich sah mich um und erblickte noch eine zweite Tür. Sie mußte meinen Blick gefolgt sein, denn ich sprang sie auf und rannte zu dieser Tür. Am ganzen Körper zitternd, horchte sie ängstlich an der Tür. Es war aber schon wieder still geworden. Dann fiel sie in die Knie, lehnte ihren Kopf an den Türrahmen und weinte bitterlich.

Ich sprang auf und auf sie zu. Da wendete sie mir ihr bleiches, von Tränen übergossenes Antlitz zu und bestellte:

„Nicht öffnen!“
Und dann:
„Es ist mein Kind!“
An den über und über mit Eisblumen gezeierten Fenstern rüttelte der wilde Sturm, der in jener kalten Nacht pfandend durch die Gassen strich, in der diese Mutter im finsternen Winkel des Hauses stand, wartete und wartete. In diesem Zimmer johlte das Elend. Aus allen Ecken tauchte es in tolldem Reiger hervor und sprang lachend durch dieses Reich der Armut ...

Der Vater seit Jahr und Tag verschlunden. Die Mutter und ihr Kind allein an dieser, jedes Menschenum vermeinenden Welt. Langsam, aber unabweisbar froch die Not heran. Wie eine Spinne webte sie ihr dichtes Netz über Mutter und Kind. Nirgends Hilfe. Dann war nichts mehr, was verkauft oder verpfändet werden konnte, nichts ... nichts ...

Das Kindlein trippelte zum kalten Ofen und leate seine Händchen an ihn.

„Mutti, mich friert!“

Und dann kam die Stunde, in der Not, Elend und Verzweiflung die Mutter mit Storpionen züchtigen.

Das Kind legte müde die Puppe weg und plapperte mit süßer Stimme:

„Mutti, ich habe Hunger!“
Der Winter zeichnete liebliche Blumen auf die Fenster und in kalter Nacht heulte der Sturm. Da hüllte sich die Mutter in ihr letztes, dünnes Tuch, ging den langen Gang entlang, die finsternen Stiegen hinunter und auf die schneige Straße

Ein Mädchen von heute.

Kälte und Durst trieben mich in ein Café. Ich fand noch einen freien Tisch. Musik und warmes Getränk ließen in mir eine behagliche Ruhe aufkommen; ich lehnte mich in den Sessel zurück und ließ die Umgebung auf mich wirken. — Am Tische neben mir saßen zwei junge Damen in eifrigem Gespräch. Sie sprachen nicht allzu leise. So wurde ich Ohrenzeuge einer interessanten Unterhaltung — ich versichere — ohne zu lauschen.

„Wie hast du ihn denn kennengelernt?“

„Na Gott, wie! Ziemlich spät sah er aus. Da bin ich so, aus Versehen mit Absicht, auf der Straße vor ihm herfolgt. Hin und wieder hab' ich ihn angeblinzelt. Ach, frag' doch nicht so dumm; wie machst du es denn, wenn du keinen Freund hast? Nachher sind wir zusammen ins Café „Valencia“ gegangen. Er hat gleich Wein auffahren lassen, und als wir nach Hause gingen, waren wir schon Dutzende. Aber, von Hilfe wollte er nichts wissen. Tilly nennt er mich, weil das besser zu Charly paßt. Eigentlich heißt er ja auch bloß Karl.“

„Ist er denn noch jung?“

„Na, Karl! So um zwanzig. Aber in Schule geht er! Na, er ist ja auch bei der Konfektion so'n Stück Chef. Sonntag wollen wir nach „Ezzelfor“. Ich habe ihm aber versprochen müssen, mir einen Mittelscheitel zu feisieren und die Lippen ein bißchen schwingvoller zu röten; er liebt das nämlich.“

„Wißt du's machen?“

„Was ist denn dabei? Wenn es ihm gefällt? Weißt du, du wärst überhaupt nichts für ihn; du bist — na, wie soll ich sagen — was man zu keusch nennt. Ein Mädel von heute darf nicht zimperlich sein, das merke dir mal. Ueberhaupt braucht man uns nicht auf den ersten Blick die Verkäuferin anzusehen. Wenn ich so im Café sitze, tu ich wie eine Gräfin!“

Ich drehe meinen Stuhl ein wenig, um die „Gräfin“ genauer sehen zu können. Ja, so hatte ich sie mir eigentlich vorgestellt. Zwei lange, hellbestäubte „Schlanke“ springen mir als erstes in großzügiger Haltung in die Augen. Dann ein sepalzumbüllter Körper, darauf ein Puppenkopf à la „von Natur keine Spur“.

entzückende Wickelocken von hellem Blondhaar, das ohne Wasserstoff-Superoxyd eigentlich dunkelbraun wäre.

Krnes, verblendetes Mädchen. Eine „Gräfin“ willst du scheinen, und bist und bleibst doch

nur eine schlechtbezahlte Arbeiterin, die ihren Stolz, ihr Moralgefühl, ihr Klassenbewußtsein gegen Brunt und Tand einer verlogenen Gesellschaftsschicht verkauft

Gertrud Linke.

tige Vorhaltungen. Dazu kam, daß auch in politischer Hinsicht Bedenken laut wurden, weil Rudolf in Artikeln, die anonym in einer Wiener Zeitung erschienen, sehr scharfe Kritik an Bismarck und Wilhelm II. übte.

Der Abend des 29. Jänner 1889 sah die Vorbereitungen zu dem Endspiel im Leben Rudolfs und seiner jungen Freundin. Mit seinem Schwager Philipp von Koburg und zwei Grafen Balthazi, die zu seinem engeren Freundeskreis gehörten, und von denen der eine mit der Betsera verlobt war, und mit einem weiteren Herrn und der Baronessa war der Thronfolger ins Jagdschloß gekommen. Es gab, wie immer, einen Abend. Nach Mitternacht ist es dann zu Auseinandersetzungen gekommen, deren blutige Opfer Rudolf und Mary Betsera wurden.

Wie die Ereignisse vor sich gingen, ist für die Öffentlichkeit ungeläutert geblieben. Die alte Lesart, daß es zwischen Rudolf und dem Bräutigam der Betsera zu einem Streit gekommen sei und der Graf den Thronfolger mit einer Seltisflasche erschlagen habe, wurde erst in den allerletzten Tagen noch von dem als Leopold Wölfling bekannten früheren Erzherzog wieder als richtig beigezeichnet; die Baronessa wäre kurz nachher von ihrem Verlobten erschossen worden. Offiziell hat man seinerzeit das Ganze als einen Unfall ausgegeben.

Die Baronin Betsera liegt auf dem Dorfriedhof von Heiligenkreuz unweit Mayerling begraben, Rudolf in der Kapuzinergruft in Wien. Seine Witwe Stephanie heiratete später einen Grafen Louhay. J. Kluge.

Das Drama von Mayerling.

Die Familiengeschichte der Habsburger ist reich an absonderlichen Begebenheiten. Das traffeste Vorkommnis der letzten Jahrhunderte aber bleibt wohl jenes Liebesdrama, das sich vor nunmehr vierzig Jahren in dem später vielgenannten Jagdschloß Mayerling im Wienerwald abspielte. In den ersten Morgenstunden des 30. Jänner 1889 ging dort die Tragödie vor sich, deren blutige Opfer der dreißigjährige österreichische Kronprinz Rudolf und seine Geliebte, die noch nicht achtzehn Jahre alte Baronin Mary Betsera war.

Der Vorfall hat seinerzeit in der gesamten europäischen Öffentlichkeit das größte Aufsehen erregt. Tausende von Zeitungsartikeln und viele Dutzende von Erzählungen sind über das Thema „Mayerling“ geschrieben worden, und dennoch, so ganz geklärt ist das äußere Drum und Dran jener Todesstunde bis auf den heutigen Tag nicht. Das hat freilich darin seine Ursache, daß man unmittelbar nach dem blutigen Geschehnis auf Grund weitestgehender behördlicher Nachvollkommenheit und scharfer ehrenwörtlicher Verpflichtungen der beteiligten Zeugen jeder öffentlichen Untersuchung der peinlichen Angelegenheit einen Riegel vorschoß.

Wie kam es zu dem „Drama von Mayerling“? Was war ihm vorausgegangen? Aus der Ehe des Kaisers Franz Josef mit der Wittelsbacherin Elisabeth, die später in Genf von einem italienischen Anarchisten ermordet wurde, ging der Thronerbe Rudolf hervor. Der Tradition entsprechend wurde Rudolf mit neunzehn Jahren für großjährig erklärt und unter Beigabe eines Oberhofmeisters nach Prag geschickt, um dort das Leben kennenzulernen und innerhalb weniger Wochen bis zum Brigadegeneral aufzurücken! Unter „das Leben kennenzulernen“ verstand der junge Mann von Anfang an ein wüstes Sichauleben. Tolle Liebesnächte und Champagnergelage wurden für den Thronfolger bald Sinn und Zweck alles Lebens. Für seine in der Tat wenig vorbildlichen Eltern, die damals schon so gut wie auseinander waren, hatte er nur Spott und Zynismus übrig.

Mit 22 Jahren verheiratete sich Rudolf mit der Prinzessin Stephanie, eine Tochter des wüsten Königs Leopold II. von Belgien. Man hatte dem Thronfolger sechs Bilder von Fürstentöchtern vorgelegt, unter denen er wählen sollte. Rudolf hatte ganz einfach die Bilder nummeriert, dann sechs mit den gleichen Nummern versehene Zettel gemacht und das Los gezogen! Die Ehe ist niemals harmonisch gewesen, auch nicht nach der Geburt einer Tochter Rudolf bemühte sich, beim Kaiser oder beim Papst eine Trennung der Ehe herbeizuführen. Aber die Belange der Kirche, die der Habsburger und nicht zuletzt die der heiligen Königsfamilie standen dem entgegen.

Der Thronerbe suchte nun Entschädigung bei anderen Frauen. In weitestem Maße Offen und geheim. Dienstwillige hohe und niedere Gehilfen fand er genug. In einer damals noch einsamen Ecke des Wienerwaldes kaufte er sich das aus einem alten Kloster hergerichtete Schloß Mayerling und machte es zu einem Jagdhause und zu einem ständigen Liebesnest. Ein ihm zuverlässig ergebener Diener sorgte dafür, daß jeder Unberufene diesem ver-

steckten Schlosse fernblieb. Dieser Diener brachte auch unauffällig die vielen Freundinnen seines Herrn hierher, hoch- und niedriggestellte, oft mehrere an einem Abend.

Mary Betsera stammte aus einer ungarischen Adelsfamilie und war 1888 mit ihrer Mutter nach Wien gekommen. Durch einen Zufall betam der Thronfolger das erst siebenjährige hübsche Mädchen zu Gesicht und setzte bald alle Hebel in Bewegung, um die nähere Bekanntschaft zu machen. Eine Kusine Rudolfs, die Gräfin Larisch, führte dem Thronfolger das heiß verlangte schöne Mädchen mit „den großen Märchenaugen“ zu. Die erhalten gebliebenen Briefe, in denen Mary über ihre Liebe zu Rudolf an eine Freundin schrieb, sind voller Ueberrichtung. Dabei war Mary Betsera bereits mit einem Offizier verlobt.

Das Verhältnis zwischen Mary und Rudolf erregte naturgemäß starkes Aergernis. Von Brüssel her wurde interveniert. So lange Rudolfs Liebesdinge nur ein Ausleben bald mit dieser, bald mit jener Freundin gewesen waren, hatte man das stillschweigend hingenommen. Aber diesem „festen“ Verhältnis mochte man doch nicht ruhig zusehen. Auch der kaiserliche Vater machte dem Sohne her-

Ein Prachtwerk über die „Wunder im Weltall“.

„Wunder im Weltall.“ Ein Buch über Kultur und Technik. Herausgegeben von Paul Sieber, Verlag von Josef Kösel u. Friedrich Pustet, München. 1. Band: Aus Natur und Werk. 56 Abhandlungen mit 375 Abbildungen. — 2. Band: Vom Werden und Sein. 78 Abhandlungen mit 470 Abbildungen. — 3. Band: Kultur und Technik. 63 Abhandlungen mit 471 Abbildungen. — Die Bände haben Lexikonformat und sind jeder ungefähr 400 Seiten stark. Preis jeden Bandes in Ganzleinen M. 12.—

Jeder Bücherfreund, dem es die Mittel erlauben und jede Bibliothek sollte dieses dreibändige Werk dem Bücherbestande einreihen, es verdient darin seinen Platz. Es enthält rund 120 wissenschaftliche Abhandlungen, die durchaus populär gehalten sind und die daher geeignet sind, Anregung und Belehrung zu verbreiten. Ueber 1100 Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen sind zur Erläuterung und Veranschaulichung im Texte eingedruckt. Die Wunderwerke der Natur, des Geistes, der Technik und Kultur, sie finden hier alle ihre Beschreibung und Schilderung. Im Vorwort des Werkes heißt es: „Von beiden soll das vorliegende Buch berichten: Pracht der Natur und Größe des Werkes, sie wachsen zum rauschenden Akkord, zum Hymnus auf die unendliche Harmonie, die in der Wandern des Weltalls lebt und webt.“ Die Zusammenstellung aus allen Gebieten der Naturwissenschaften ist wirklich eine ungemein reiche. Störend wirkt nur der Versuch, dem Werke einen religiösen Einschlag zu geben. Um die Reichhaltigkeit des Inhaltes zu zeigen, seien hier einige der schon im ersten Bande enthaltenen Abhandlungen genannt: Unser Wissen vom Welttraum, — Die Erde und ihr Mond, — Wie

das Wetter gebraut wird, — Wie ist das Innere der Erde aufgebaut? — Wie lange reichen die Kohlenvorräte der Welt? — Kosmische Katastrophen, — Das Erdöl und seine Geschichte, — Zeit wann leucht man Bakterien? — Väterchenfresser als Heiler der Menschheit, — Vom Reichtum der Ozeane, — Blumen und Schmetterlinge des Meeres, — Um das Geheimnis des Vogelflugs, — Staatenbildende Insekten, — Vom Sang der Vögel, — Ritter, Rörder und Komiker unter den Tieren, — Seltsame Brutpflege bei Fröschen, — Vom Urtreibe zum Flieger, — Wehrhafte Pflanzen, — Vom Innenleben der Pflanzen, — Wie das photographische Bild gefunden wurde, — Das unsichtbare Licht, — Wunderstrahlen im Weltall, — Vom Ceteron zur drahtlosen Telephonie, — Das Rotor-Rotor Schiff, — Das künstliche Gold, — Der Vorstoß in den Welttraum.

Im zweiten Band folgen wir den Spuren des Menschen, von seinem ersten Auftauchen auf der Erde über das Werden seiner Sprache, die Bildung seiner Schrift, sein Höhlenleben in der Steinzeit, bis auf die heutige Zeit.

Der dritte Band veranschaulicht den heutigen hohen Stand von Kultur und Technik, ausgehend von den Uraufgängen der Technik bis zur Beherrschung des Luftozeans durch den Menschen.

In der Gesamtheit ist es ein Monumentalwerk, ein wirksamer Förderer der Bildungsbestrebungen geistig regsamere Menschen.

Was muß ein Mädchen vor der Ehe wissen?

Es war einmal ein Buchhändler — aber die Geschichte hat sich, wenn auch schon in der Zeit vorm Kriege, tatsächlich so zugezogen und ist kein Märchen —, also es war einmal ein Buchhändler, der sich in einer großen Anzahl von Tageszeitungen Anzeigen erscheinen, die

folgenden Wortlaut hatten: „Was muß ein junges Mädchen vor der Ehe wissen? Ausführliches Werk gegen Nachnahme von 240 M.“ — Der Mann erhielt über 25.000 Bestellungen. Er wurde von einigen Buchhändlern auf Unterlassung seiner Anzeige verklagt, konnte aber stolz erklären, daß er alle seine Bestellerinnen zu deren offenbaren Zufriedenheit bedient habe, hätte sich doch von all den 25.000 keine beschwert. Und man muß es dem Mann lassen: er hat sich sehr darum verdient gemacht, daß sich diese heiratslustigen Mädchen in die wichtigsten Hausfrauenpflichten einweisen konnten. Denn das ist eben der Witz bei dieser Geschichte — was die Bestellerinnen unter Nachnahme von 240 M. von jenem geschäftstüchtigen Buchhändler geschickt bekamen, war — ein Kochbuch! Und das geschah ihnen ganz recht so!

Was mancher nicht weiß.

In Mexiko gibt es enorm viel des bei uns kostbaren Mahagoniholzes, das man dort zum Heizen verwendet.

Infolge der Fortschritte der Landwirtschaft durch rationellen Betrieb, wissenschaftliche Untersuchungen usw., produziert man jetzt in Deutschland auf einem Hektar 57 Prozent mehr Weizen als im Jahre 1881.

Das russische Reich umfaßt vor dem Kriege ein Sechstel der gesamten Landfläche der Erde.

Ein Hühnerci entspricht 150 Gramm Kuhmilch oder 20 Gramm fetten Käse.

Eingefrorene Fische halten sich 14 Tage lebendfrisch.

Das menschliche Herz schlägt an einem Tage etwa 100.000mal.

Die Kastanienbäume brauchen sieben Jahre, ehe sie anfangen den kostbaren Saft zu liefern.

Die Leber des Menschen enthält ungefähr 146 Tausendstel Gramm Zink, 150 Tausendstel Gramm Nickel und 100 Tausendstel Gramm Kobalt.

Ungeordnetlich hoch sind die elektrischen Spannungsunterschiede bei Gewittern. Sie betragen nach Flugzeugbeobachtungen in zwei Kilometer Entfernung von Blitzen noch 100.000 Volt je Meter und erreichen am Orte des Blitzes selbst vermutlich noch 20—40fach höhere Werte.

Bei den Babyloniern wurden die heiratsfähigen Mädchen alljährlich meistbietend versteigert.

Nach Einatmung von Terpentinämpfen in einem frisch gestrichelten Zimmer scheidet der Mensch nach fünf Minuten das ätherische Öl durch die Nieren wieder aus mit dem Harn, und zwar in einer Verbindung, die nach Veilchen riecht.

Bis zum ersten Jahrhundert pflegte man die Füße nur mit einer Art Binde zu umwickeln, erst dann kamen die Strümpfe auf.

In Kanada gibt es etwa 800 Pelztierfarmen, welche Füchse, Waschbären, Marder, Stink-, Kackmirsche, Viber, Marmotten zum Zwecke der Pelzgewinnung züchten.

Gebanten-Splitter.

Aphorismen.

Aus Lessings Schriften.

Der Mensch ward zum Tun und nicht zum Vernünfteln erschaffen.

Gott hat keinen Witz, und die Könige sollten auch keinen haben. Denn hat ein König Witz, wer steht uns für die Gefahr, daß er deswegen einen ungerechten Spruch tut, weil er einen weisen Einfall dabei anbringen kann.

Die Siege geben dem Kriege den Ausschlag. Sie sind aber sehr zweideutige Beweise der gerechten Sache, oder vielmehr, sie sind gar keine.

Tausend kleine Umstände können den Sieg bald auf diese, bald auf jene Seite lenken. Wieviele würden aus der Rolle der Helden auszureichen sein, wenn die Wirkung von solchen kleinen Umständen das Glück nämlich keinen Anteil von ihren bewundernswürdigen Taten zurücknehmen wollte.

Der Reiz gibt dem, dem er den großen Geist nicht abprechen kann, lasterhafte Sitten und dem, dem er die Tugend lassen muß, löst er sie und macht ihn dafür zu einem Wahnsinnigen.

Der aus Büchern erworrene Reizum fremder Erfahrung heißt S-lehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr wert als Millionen jener.

Allerlei.

Der Nieser eine öffentliche Gefahr. Die Londoner Aerzte glauben, daß die große Verbreitung der Grippe eingeschränkt werden könnte, wenn jedermann häufig mit einem Desinfektionsmittel gurgeln würde und wenn vor allem die Niesenden ihre Taschentücher gebrauchen würden. Dem Niesen schreibt ein Hygieniker eine sehr verhängnisvolle Rolle bei der Ausbreitung der Grippe zu. „Im Omnibus und im Straßenbahnwagen, in jeder öffentlichen Ansammlung von Menschen“, schreibt er, „droht eine große Gefahr von bereits angesteckten Personen die niesen. Die Entfernung, auf die hin Krankheitserreger durch das Niesen überragen werden, ist beträchtlich, sie beträgt etwa vierzig Fuß. Auch eine bereits infizierte Person, die mit lauter Stimme spricht, schlendert die Bazillen wenigstens fünf Fuß weit in die Luft. Dabei ist es eine merkwürdige Beobachtung, daß Personen, die stark erkältet sind, gewöhnlich ganz nahe an die herantraten, mit denen sie sprechen, wohl um sich besser verständlich zu machen.“

Eine Reisterleistung afrikanischer Hochtourist. Drei jungen Engländern, die im früheren Deutschosafrika wohnen, ist es geglückt, den rund 6000 Meter hohen Gipfel des Kenia zu erklettern, der höchsten, Nation genannten Spitze des gleichnamigen Gebirgsstockes, die trotz der Nähe des Äquators mit ewigen Schnee bedeckt ist. Der Keniaberg wurde vorher nur einmal, und zwar im Jahre 1899 von dem Engländer Sir Halford Pinder, erstiegen. Wie schwierig die Partie ist, geht aus der Tatsache hervor, daß die drei Engländer für die letzten 300 Meter des Auf-

stiegs nicht weniger als über zwei Stunden brauchten.

Der „Tote See“. Ein Konkurrent des „Toten Meeres“ in Palästina ist ein nur achtzehn Meter tiefer amerikanischer Binnensee, der „Medical Lake“ (Heilsee). Er befindet sich auf der kolumbischen Hochebene, südlich von Washington und 160 Meter über dem Spiegel des Stillen Ozeans. Er hat keinerlei sichtbaren Wasserzufluß, bleibt sich aber — trotz der sehr starken Wasserverdunstung, die durch die in dieser Gegend äußerst trodrene Luft verursacht wird — in Tiefe und Breite stets gleich. Eine Naturmerkwürdigkeit, die sich wohl zum größten Teile dadurch erklärt, daß der See durch starke Quellen gespeist wird, die sich auf seinem Grunde befinden. Das Wasser dieses merkwürdigen Binnensees ist sehr stark gesalzen und weist im übrigen die gleichen Merkmale auf wie das „Tote Meer“ in Palästina. Der Boden an den Ufern ist tonig und undurchdringlich und läßt auf zwei Kilometer im Umkreis keinerlei Vegetation zu. Sonderbar ist, daß der „Medical Lake“ trotzdem zwei Tierarten kennt. Es handelt sich um einen sonst nirgends vorkommenden Fisch von 21 Zentimeter Länge, der mit gegliederten Flossen ausgestattet ist und im Schlamm des Seebodens lebt, und ferner um eine ganz kleine, sehr seltene Schilfröhre.

Weiteres.

Der liebe Besuch. Frau Lehmanns beide Töchter sind doch nun glücklich nach Braunschweig und Hildesheim verheiratet. Wen wird sie denn nun zuerst besuchen? — „Ja, der eine Schwiegersohn will sie in Braunschweig und der andere in Hildesheim haben.“ — „Gott, was für reizende Schwiegeröhne!“ — „Verzeihung, der in Braunschweig wünscht sie nach Hildesheim und der in Hildesheim will sie nach Braunschweig haben.“

Bech. „Ihr Fräulein Tochter spricht aber sehr viel.“ — „Ja, ja. Sie ist aus Besehen mit einer Grammophonnadel geimpft worden.“

Die Geschäftstüchtige. „Was sagst du dazu“, sagte der zum Scherzen aufgelegte Papa zur sechsjährigen Lilli, „heute mittag war ein Mann da, der wollte deine kleine Schwester kaufen. Was meinst du, Lilli, sollen wir sie weggeben?“ — „Nein, nein!“ — „Da hast du recht! Du hast deine Schwesterchen sehr lieb, nicht wahr?“ — „Ja! Ich würde sie noch ein bißchen größer werden lassen, wir können sie dann besser verkaufen.“

Späte Erkenntnis. „Wie lange kannten Sie denn Ihren Mann, bevor sie geheiratet haben.“ — „Ich kannte ihn überhaupt nicht, ich glaubte ihn nur zu kennen.“

Nicht hat der Mann. Ding beschäftigt eine Neubauwohnung. „Dreitausend Mark Baukostenzuschuß ist mir aber zu viel, beim Wohnungsamt...“ — „Ja“, unterbricht ihn der Vermieter, „beim Wohnungsamt kosten die Wohnungen garnichts, aber dafür kriegen Sie auch keine!“

Die Rotgemeinschaft. „Mein Töchterchen geht jetzt nach Paris, nur dort ihre Klavierstudien fortzusetzen“, erzählte der stolze Vater. — „Die Kosten tragen wohl die Nachbarn“, fragte der musikalische Freund.

Kinder. „Tante, nimm den Dufel raus.“ — „Aber Kind, er ist ja gar nicht hier.“ — „Doch. Papa sagt, du hast ihn in der Tasche.“

Pädagogik. „Hast du 'ne Zigarette?“ — „Aee, ich lauf keine mehr!“ — „Dann denn?“ — „Um dir 's Rauchen abzugewöhnen!“